

wird nachgesprochen werden und wir werden gewiss in den Zeitungen lesen: Die ganze Ausstellung ist Seccession! Ich fürchte überhaupt, daß wir jetzt daran sind, etwas Schreckliches zu erleben: eine falsche Seccession. Es wird Mode werden, seccessionistisch zu thun und die Linien, die stilisierten Blumen, die man aus dem Ver sacrum kennt, die ganze Schrift unserer jungen Künstler ungefähr zu copieren. Aus ihrem Wesen wird eine Manier werden. Das wird recht abscheulich sein. Hoffentlich lassen sich die Künstler nicht irre machen, bleiben treu und trachten mit Strenge, ihre Gedanken immer reiner auszudrücken. Mit der Zeit werden dann die Leute schon merken, daß man mit den neuen Formen nicht spielen darf. Wir müssen nur geduldig sein und dürfen nicht ermüden, oft an die Absichten der Künstler zu erinnern. So mag denn auch, auf Anlaß dieser Ausstellung im Prater, die, bei vielen hübschen Einfällen und manchen reizenden und lustigen Dingen, mit der Seccession gar nichts zu thun hat, einmal einiges über die Aufgaben einer modernen Architektur aufgeschrieben werden. Doch darf man nicht vergessen, daß es ein Late ist, der seine Wünsche sagt.

Die Häuser, die jetzt bei uns gebaut werden, missfallen uns, weil wir das Gefühl haben, daß sie unnatürlich sind. Was ist denn die Natur eines Hauses? Ein Haus ist zum Wohnen da, dieses Bedürfnis soll es befriedigen. Das heißt also: ein Haus muß von innen nach außen gebaut werden. Das Bedürfnis des Bewohners ist das Erste, da fängt das Haus an. Die Fassade ist das Letzte, da hört das Haus auf. Was bestimmt die Fenster? Das Zimmer. Sie sind nicht für die Straße da, um von draußen angesehen zu werden, sondern sie sind für das Zimmer da, das Licht braucht. Ein Haus ist zum Wohnen da, wie ein Sessel zum Sitzen da ist. Das ist banal, aber man muß es sagen, weil es dreißig Jahre vergessen war. Es ist das Schlechte dieser Zeit gewesen, daß sie den Sinn der Dinge verloren hatte und nach dem bloßen Scheine trachtete. Der „schöne“ Sessel war nicht mehr zum Sitzen da, sondern er sollte nur „nach etwas aussehen“. Das Haus war nicht mehr zum Wohnen da, sondern es sollte „schön“ sein. Da fieng man an, von außen nach innen zu bauen: von der Fassade aus. Die Fassade wurde nun das Erste. Sie war nicht mehr der Ausdruck der Wohnung, sondern sie verheimlichte die Wohnung. Sie war nicht mehr, wenn man so sagen darf: die Haut des Hauses, sondern sie wurde jetzt eine Maske. Was war die Folge? Der Ruin der Wohnung und der Ruin der Fassade. Die Wohnungen wurden schlecht, weil sie sich nach der Fassade bequem mußten. Aber die Fassade hatte keinen Sinn mehr, weil im Hause nicht gehalten wurde, was sie versprach. Man fieng an, der Fassade nicht mehr zu trauen. Man wußte ja: da ist ein Erker, aber dieser Erker ist gar kein Erker, denn niemand kann in ihm sitzen; dieser Thurm thut auch nur so, er ist gar kein Thurm; es ist alles bloß Theater, leerer Schein. Man kennt das, man läßt sich nicht mehr betrogen, man weiß, daß die Fassade nichts mehr zu bedeuten hat. Dies muß unsere erste Forderung sein, wenn wir an eine moderne Architektur denken: daß man das Haus wieder von innen nach außen bauen und daß die Fassade wieder ein reiner Ausdruck der Wohnung werden soll.

Gut, wird man sagen, aber wissen Sie, was Ihnen da passieren wird? Damit werden Sie schließlich zu einer ganz unkünstlerischen Form des Hauses kommen: zum Kuchhaus aus der Biedermeierzeit! Ich erschrecke aber gar nicht: denn ich bin der Keher zu behaupten, daß mir das Haus der Biedermeierzeit gefällt, jedenfalls besser als unser „Ringstraßenhaus“. Das „Ringstraßenhaus“ ist ein Schwindel, es ist unnatürlich, es verleugnet den Sinn des Bauens. Das Haus der Biedermeierzeit ist wahr, es hat die Form, die seinem Inhalt zukommt, es ist „das Haus an sich“ der bürgerlichen Bedürfnisse. „Aber ein Haus muß doch Verzierungen haben, es muß doch einen Schmuck haben?“ Ja, was heißt denn aber Schmuck? Wir haben eben ganz verlernt, was schmücken ist. In den guten Zeiten weiß man, daß man sich nur mit eigenen Sachen schmücken kann, mit dem, was einem gehört. Unser Irrthum ist zu glauben, daß das Schöne „hinzugefügt“ werden kann. Und man vergesse doch nicht, daß die Häuser unserer Städte in der Straße wirken sollen, nicht für sich allein, sondern im ganzen. Wir stellen Statuen auf, aber wer sieht sie denn an? Und wie groß könnte man, auf die ruhigste Art, durch die Farbe wirken!

Die Architektur des „Ringstraßenhauses“ war allenfalls zu entschuldigen, als wir noch in den alten Stilen wohnten. Da war wenigstens alles Schwindel, außen und innen, die Möbel so verlogen wie die Ordnung der Fenster. Aber das ist vorbei. Nichtswas hat neulich erzählt, wie er staunte, als er vor kurzem seine alten Freunde in Berlin besuchte. „Ich kannte ihre Wohnungen, die ich zuletzt im altdeutschen Stile eingerichtet gesehen hatte, nicht wieder. Alle Eichenmöbel waren verschwunden; keine Spur von Renaissance, Barock und Rococo. Von den Decken und Wänden war aller Stuch heruntergeschlagen. Die schlicht gestrichene oder mit einer englischen Tapete bedeckte Wand stieß ohne Boute oder Sims gegen die ganze schlichte weiße Decke. Schnitzerei gab es nicht mehr, die Fenstervorhänge waren auf das bescheidenste Maß zurückgegangen oder

fehlten ganz. Alles war hell, licht, einfach, und an die Stelle der Form die Farbe getreten. In Berlin hat die Gesellschaft — die Künstler voran — mit dem Cultus der historischen Stile gebrochen. Sie ist darin England und Amerika gefolgt. Derselbe Umschwung bereitet sich überall vor. An Stelle der Facaden aus Ornament und Fensterlöchern wird man glatte Wände als Beruhigung empfinden. Den Schnitzereien der schweren gebeizten Eichenholzmöbel wird man glatte, polierte, leichte Formen vorziehen. Statt der schmutzigen „Wurst-, Erbsen- und Sauerkrautköne“ der Teppiche und Möbelstoffe wird man wirkliche Farbe willkommen heißen, nach der Ueberladung die Reize der Schlichtheit empfinden. Die künstliche Dunkelheit wird einer Flut von Licht weichen, und statt der Copie der historischen Stile, die jeder erlernen kann, wird man die Bethätigung des individuellen Geschmacks, der sich erziehen, aber nicht lernen läßt, am höchsten schätzen.“ Diese Entwicklung wird kein Tapezierer aufhalten, die Architekten werden sich ihr fügen müssen.

Wir wollen ja in allen Künsten dasselbe: wir suchen einen reinen Ausdruck unseres eigenen Lebens. Wir sagen dem Künstler: „Hole deine Mittel aus allen Zeiten, verschmähe nichts, nimm alles an, aber dann sprich aus, was wir fühlen, sprich auf deine Art unser Leben aus!“ Das wollen wir auch vom Architekten. Er gebe uns ein Haus, das unser ist! Dreißig Jahre lang ist die Architektur costümiert gewesen. Das ist uns unerträglich geworden. Weg mit dem Costüm!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Endlich ist mir der Knopf über die österreichische Politik ausgegangen. Ich weiß jetzt, was uns noththut. Ich will's auch sagen: Wir brauchen statt des herkömmlichen einen, zwei Ministerpräsidenten.

Mir ist diese Idee bei der Abstimmung über die Lex Falkenhayn gekommen. Der eine Minister, Herr Dr. Baernreither, gieng, weil er als Minister nicht gut für die Anlage stimmen konnte, vor der Abstimmung in aller Stille zur linken Thür, der andere Minister, Dr. Karzl, gieng, weil er als Minister nicht gut gegen die Anlage stimmen konnte, vor der Abstimmung in aller Stille zur rechten Thür hinaus. So haben sich die beiden Parteiminister des Cabinets bei dieser Abstimmung gegenseitig paralytisiert, und das Cabinet ist in dem Kampf um die Lex Falkenhayn unverfehrt geblieben. Diese paralytische Einrichtung hat sich also bei den Ressortministern bewährt. Um das Cabinet gegen alle Fährlichkeiten sicherzustellen, müßte sie nur noch auf das politische Haupt des Cabinets selbst, auf den Ministerpräsidenten, übertragen werden. Man schaffe deswegen ein Cabinet mit zwei Ministerpräsidenten, von denen es der eine mit der Rechten, der andere mit der Linken hält, der eine für, der andere gegen die Sprachenverordnungen eintritt. Dann wäre uns das wenig erbebende Schauspiel erspart, daß derselbe Ministerpräsident den einen Tag in einer öffentlichen Erklärung den Deutschen entgegenkommen, den anderen Tag in einer vertraulichen Besprechung dem Executivcomité der Rechten nachlaufen müßte. Die wechselreiche politische Arbeit wäre zwischen den beiden Ministerpräsidenten charaktervoll getheilt, keine Partei könnte mehr über den Ministerpräsidenten Klage führen, und die österreichische Regierungsparalyse, die sich seit zwanzig Jahren bereits entwickelt, wäre glücklich vollendet.

In der parlamentarischen Commission der Rechten soll ein ungenannter Jungzeche dem Baron Dipauli ganz besonders streng ins Gewissen geredet haben. Im Eifer seiner Strafpredigt soll er sich sogar zu der Frage verstiegen haben: „Wie wäre es, wenn wir (die Jungzechen) analog dem Verhalten des Abgeordneten Dipauli einmal aufstünden und sagten: In der Frage der confessionellen Schule stehen wir auf unserem principiellen Standpunkt, da können wir nicht mit Ihnen gehen?“... So sprach der ungenannte Jungzeche, und in der That, es wäre schrecklich, wenn die Jungzechen, die schon so lange par terre sitzen, einmal wieder aufstünden und sich an ihre Principien erinnern wollten. Sie müßten nicht nur wegen ihrer liberalen Principien dem Baron Dipauli die clericale Bundesgenossenschaft kündigen: wegen des Staatsrechts müßte z. B. Dr. Karzl sein Ministerportefeuille aufgeben, um seiner juristischen Principien willen müßte Dr. Pacak die Sprachenverordnungen bekämpfen u. s. w. Kurz, wenn die Jungzechen ihren Principien folgen wollten, müßten sie ihre ganze Majoritätspolitik fahren lassen, sie müßten überhaupt wieder anständige Politiker werden. Das wäre aber die größte Gefahr für den Bestand der staatserkhaltenden Majorität, und Baron Dipauli wird sich wohl noch rechtzeitig besinnen, ehe er durch Bethätigung seiner eigenen Ueberzeugungen die von ihm selbst geschaffene Majorität einer solchen Gefahr preisgibt.

Durch die „Reichswehr“-Enthüllungen ist niemand so empfindlich getroffen worden, als die vom Baron Chlumecy geführte Corona von deutschliberalen Großindustriellen, die im Juni v. J. mit Herrn David zu pactieren versucht haben. Ihr Organ, „Die Industrie“, schreibt: „Die bevorstehende Gerichtsverhandlung wird voraussichtlich die volle Wahrheit erbringen und damit den Beweis, daß die Industriellen mit den unlauteren Manövern des Herrn David nichts zu thun haben.“ Der mitbetheiligte Hofrath Dr. Hallwisch erklärt sogar, daß die Industriellen die „Reichswehr“ zu einer Waffe gegen diejenigen umschmieden wollten, denen sie bisher gedient hatte. Das wäre ja sehr schön, und die Herren brauchten dann mit ihrer öffentlichen Reinwaschung nicht erst bis